

Leseprobe aus:

Rosamunde Pilcher
Karussell des Lebens

(Seite 7 - 18)



© 2005 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
Alle Rechte vorbehalten.

Meine Mutter stand in ihrem hübsch eingerichteten, von der Septembersonne durchfluteten Wohnzimmer und sagte: «Prue, du mußt von Sinnen sein!»

Sie sah aus, als würde sie gleich in Tränen der Enttäuschung ausbrechen, aber ich wußte, sie würde es nicht tun, denn Tränen würden ihr makellooses Make-up verderben, ihr Gesicht anschwellen lassen, ihre Mundwinkel nach unten ziehen und verräterische Furchen vertiefen. So aufgebracht sie sein mochte, sie würde nicht weinen. Ihr Aussehen war ihr wichtiger als fast alles andere, und jetzt stand sie da, auf der anderen Seite des Kaminvorlegers, in einem untadeligen himbeerroten Wollkostüm und einer weißen Seidenbluse, mit ihren goldenen Ohrringen und ihrem Armband mit den Glücksbringern, ihrem silbrigen Haar, das perfekt gewellt und frisiert war.

Sie gab sich jedoch sichtlich Mühe, einen Konflikt widerstreitender Emotionen zu unterdrücken – Zorn, mütterliche Sorge, vor allem aber Enttäuschung. Sie tat mir sehr leid.

«Ach, hör schon auf, Ma, es ist nicht das Ende der Welt.» Schon während ich das sagte, klang es ziemlich lasch.

«Zum erstenmal in deinem Leben hast du einen wirklich gutsituierten Mann an deiner Seite...»

«Ma, ‹gutsituiert› ist ein schrecklich altmodisches Wort.»

«Er ist charmant, er ist solide, er hat eine gute Stellung, und er kommt aus einer guten Familie. Du bist dreiundzwanzig, und es wird allmählich Zeit, daß du seßhaft wirst, heiratest, Kinder bekommst und ein richtiges Heim gründest.»

«Ma, er hat mir nicht mal einen *Antrag* gemacht.»

«Natürlich nicht. Er will es eben gleich richtig anfangen... dich mit nach Haus nehmen und seiner Mutter vorstellen. Das ist vollkommen in Ordnung. Es entspricht sei-

ner ganzen Art. Man braucht euch ja nur zusammen zu sehen, um zu erkennen, daß er rasend in dich verliebt ist.»

«Nigel ist zur Raserei, in welcher Form auch immer, nicht fähig.»

«Ehrlich, Prue, ich weiß nicht, was du suchst.»

Wir hatten dieses Gespräch so oft geführt, daß ich meinen Text Wort für Wort kannte, als ob ich mich hingesezt und ihn auswendig gelernt hätte. «Ich habe alles, was ich will. Eine Arbeit, die mir gefällt, eine kleine eigene Wohnung...»

«Man kann dieses Kellerzimmer kaum als Wohnung bezeichnen.»

«Und mir ist absolut nicht danach, seßhaft zu werden, wie du es nennst.»

«Du bist dreiundzwanzig. Ich war neunzehn, als ich heiratete.»

Um ein Haar hätte ich gesagt: *Und sechs Jahre später warst du geschieden*, aber ich tat es nicht. So sehr sie mir auch auf die Nerven ging. So etwas konnte man nicht zu meiner Mutter sagen. Ich wußte, daß sie einen eisernen Willen und einen stahlharten Kern

hatte, eine Garantie dafür, daß sie fast immer bekam, was sie wollte, aber sie hatte auch etwas Verwundbares – ihre zarte Gestalt, ihre großen blauen Augen, ihre augenfällige Weiblichkeit –, das grausame Worte verbot.

Also machte ich den Mund auf, schloß ihn wieder und sah sie verzagt an. Sie erwiderte meinen Blick vorwurfsvoll, aber nicht tadelnd, und ich begriff zum vielleicht tausendstenmal, warum mein Vater von dem Moment an, als sie sich zum erstenmal ansahen, verloren gewesen war. Sie hatten geheiratet, weil sie absolut unwiderstehlich war, und er verkörperte genau das, was sie gesucht hatte, seit ihr klargeworden war, daß es so etwas wie das andere Geschlecht gab.

Mein Vater heißt Hugh Shackleton. In jener Zeit arbeitete er in London, in einer Handelsbank in der City, führte ein solides Leben und hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Aber im Grunde fühlte er sich wie ein Fisch, den man seinem Element entrissen hat. Die Shackletons waren eine Familie aus Northumberland, und mein Vater war dort

auf einer Farm namens Windyedge aufgewachsen, einem Ort, wo die Weiden sich bis zur Nordsee hinunter erstreckten und Winterstürme tosten, die direkt vom Ural kamen. Mein Vater hatte seine Liebe zu jenem Land nie verloren und nie aufgehört, sich danach zu sehnen. Als er meine Mutter heiratete, wurde die Farm von seinem älteren Bruder bewirtschaftet, doch als ich ungefähr fünf war, kam dieser Bruder auf tragische Weise ums Leben, bei einem Jagdunfall. Mein Vater fuhr zur Beerdigung nach Northumberland. Er blieb fünf Tage fort, und als er zu uns zurückkehrte, stand sein Entschluß fest. Er sagte meiner Mutter, er wolle bei der Bank kündigen, das Haus in London verkaufen und nach Windyedge zurückgehen.

Er wolle Farmer werden.

Die Szenen und Auseinandersetzungen, die Tränen und Vorwürfe, die auf diese Mitteilung folgten, gehören zu meinen ersten wirklich sehr unglücklichen Erinnerungen. Meine Mutter versuchte alles, um ihn von seinem Entschluß abzubringen, aber mein Vater blieb hart. Schließlich spielte sie ihren

letzten Trumpf aus. Wenn er nach Northumberland zurückgehen wolle, müsse er allein gehen. Sie war einigermaßen überrascht, als er eben dies tat. Vielleicht dachte er, sie würde ihm folgen, aber sie konnte genauso dickköpfig sein.

Binnen eines Jahres waren sie geschieden. Das Haus am Paulton Square wurde verkauft, und meine Mutter zog in ein anderes, kleineres, bei Parson's Green. Ich blieb natürlich bei ihr, aber jedes Jahr fuhr ich für ein paar Wochen nach Northumberland, schon um den Kontakt zu meinem Vater nicht zu verlieren. Nach einer Weile heiratete er wieder, ein schüchternes, stämmiges Mädchen, dessen Tweedröcke immer ein bißchen fadenscheinig aussahen, dessen rosiges und sommersprossiges Gesicht nie auch nur die flüchtigste Bekanntschaft mit einer Puderquaste gemacht hatte. Sie waren sehr glücklich. Sie sind immer noch sehr glücklich. Und das freut mich.

Doch für meine Mutter war es nicht so leicht. Sie hatte meinen Vater geheiratet, weil er dem Bild eines Mannes zu entspre-

chen schien, das sie verstehen und bewundern konnte. Sie überlegte nie, was sich hinter den Requisiten von Nadelstreifenanzug und Aktenmappe befand. Sie hatte kein Verlangen, verborgene Tiefen auszuloten. Aber die Shackletons steckten voller Überraschungen, und zum Entsetzen meiner Mutter erbte ich die meisten davon. Mein verstorbener Onkel war nicht nur Farmer gewesen, sondern auch ein hervorragender Amateurmusiker. Mein Vater knüpfte in seiner Freizeit die wundervollsten Wandteppiche. Aber die wahre Rebellin war seine Schwester Phoebe. Sie war Künstlerin, eine begabte Malerin, und darüber hinaus war sie eine so originelle Persönlichkeit mit so wenig Achtung vor Konventionen, daß meine Mutter die größte Mühe hatte, sich an diese fremdartige Schwägerin zu gewöhnen.

Phoebe hatte sich als junge Frau in London niedergelassen, doch als sie älter wurde, streifte sie irgendwann einfach den Staub der Großstadt von ihren Schuhen und zog nach Cornwall, wo sie mit einem charmannten Mann, einem Bildhauer namens Chips

Armitage, zusammenlebte. Sie heirateten nicht – ich glaube, weil seine Frau sich nicht von ihm scheiden lassen wollte. Als er starb, erbte sie sein kleines verwunschenes viktorianisches Haus in Penmarron, wo sie immer noch lebt.

Trotz des gesellschaftlichen Makels konnte meine Mutter Phoebe nicht komplett abschreiben, denn Phoebe war meine Patentante. Dann und wann lud sie meine Mutter und mich zu sich ein. Aus ihren Briefen ging jedesmal deutlich hervor, daß sie ganz froh wäre, wenn ich allein käme. Aber meine Mutter fürchtete den schlechten Einfluß, den Phoebes halbseidener Lebensstil auf mich ausüben könnte, und getreu dem Prinzip, daß man einen Feind entweder besiegen oder sich mit ihm gut stellen sollte, begleitete sie mich immer bei diesen Besuchen, jedenfalls solange ich klein war.

Als wir das erste Mal nach Cornwall fahren, hatte ich furchtbare Angst. Ich war noch ein Kind, aber ich wußte sehr wohl, daß meine Mutter und Phoebe nichts gemeinsam hatten, und fürchtete mich vor zwei endlosen

Wochen voller Unstimmigkeiten und beredtem Schweigen. Aber ich unterschätzte Phoebes Weitsicht. Sie meisterte die Situation, indem sie meine Mutter mit Mrs. Tolliver bekannt machte. Mrs. Tolliver wohnte in Penmarron in White Lodge und hatte ständig einen absolut konventionellen kleinen Kreis von Freundinnen um sich, die nichts lieber taten, als meine Mutter an ihren Bridgenachmittagen und kleinen Dinner-Parties teilnehmen zu lassen.

Mit ihnen konnte sie an den schönen Tagen unbeschwert Karten spielen, während Phoebe und ich stundenlang am Strand spazierengingen, unsere Staffeleien an der alten Kaimauer aufstellten, mit dem klapprigen Käfer, den Phoebe als Ateliermobil benutzte, landeinwärts fahren oder ins Hochmoor kletterten und uns in Landschaften verloren, die von einem weißen, schimmernden Licht übergossen waren, dessen Quelle das Meer selbst zu sein schien.

Ungeachtet der Abneigung meiner Mutter übte Phoebe enormen Einfluß auf mich und mein Leben aus. Einen unbewußten Einfluß,

weil sie mein ererbtes Zeichentalent zutage förderte und entwickelte. Und einen anderen, praktischeren Einfluß – vielleicht war es sogar ein gewisser Druck –, der mich in meinem Entschluß bestärkte, in Florenz zu studieren, eine Kunstakademie zu besuchen, und der schließlich darin gipfelte, daß Phoebe mir meinen gegenwärtigen Job in der Marcus Bernstein Gallery in der Cork Street verschaffte.

Und nun zankten wir uns wegen Phoebe. Nigel Gordon war vor einigen Monaten in mein Leben getreten. Er war der erste uneingeschränkt konventionelle Mensch, den ich jemals ein bißchen gemocht hatte, und als ich ihn mit nach Haus brachte, damit er meine Mutter kennenlernte, konnte sie ihr Entzücken nicht verhehlen. Er war sehr charmant zu ihr, flirtete ein wenig mit ihr und brachte ihr Blumen, und als sie erfuhr, daß er mich zu seiner Familie nach Schottland eingeladen hatte, um seine Mutter kennenzulernen, kannte ihre freudige Aufregung keine Grenzen. Sie hatte mir bereits Knickerbockerhosen aus Tweed «für das Hochmoor» gekauft,

und ich wußte, daß ihre Phantasie schon zur Verlobungsanzeige in der *Times* vorauseilte, zu gedruckten Einladungen und einer Londoner Hochzeit mit mir in einer weißen Kreation, in der ich auch von hinten gut aussah.

Aber im letzten Augenblick hatte Phoebe all diesen schönen Träumen ein Ende gesetzt. Sie hatte sich den Arm gebrochen, und als sie mit dem Arm in Gips aus dem Krankenhaus entlassen wurde und nach Holly Cottage – so hieß ihr kleines Haus – zurückkam, rief sie mich an und bat mich inständig, zu kommen und ihr Gesellschaft zu leisten. Zwar meisterte sie das tägliche Leben schon wieder ganz gut allein, aber sie konnte nicht Auto fahren, und so lange unbeweglich zu bleiben, bis der Gips abgenommen wurde, war für sie eine unerträgliche Aussicht.

Während ich ihr am Telefon zuhörte, überkam mich ein ungewöhnliches Gefühl der Erleichterung, und erst jetzt gestand ich mir ein, daß ich nicht nach Norden fahren und bei den Gordons zu Gast sein wollte. So weit wollte ich mich einfach nicht mit Nigel ein-

lassen. Unbewußt hatte ich mich nach einem Vorwand geseht, der mir erlaubte, mich aus der Beziehung hinauszustehlen. Und da wurde er mir sozusagen auf dem Silbertablett serviert. Ohne eine Sekunde zu zögern, sagte ich Phoebe zu. Dann sagte ich Nigel, ich könne leider nicht mit ihm nach Schottland fahren. Und nun sagte ich es meiner Mutter.

Sie war, wie vorauszusehen, am Boden zerstört.

«Cornwall. Zu Phoebe.» Aus ihrem Mund klang es wie die schlimmste aller Sackgasen.

«Ich muß hin, Ma.» Ich versuchte, sie zu einem Lächeln zu bewegen. «Du weißt doch, was für eine Katastrophe es ist, wenn sie ihre alte Kiste fährt, selbst mit zwei Armen.»

Aber sie war über den Punkt hinaus, an dem man ihr noch ein Lächeln abringen konnte. «Wie unhöflich, im letzten Moment abzusagen. Was wird Nigels Mutter denken?»

«Ich werde ihr schreiben. Ich bin sicher, daß sie es verstehen wird.»